

Fritz Klein
Vierzig Jahre Weltkriegsforschung

Fritz Klein
Vierzig Jahre
Weltkriegsforschung

Vortrag anlässlich der Verleihung
der Ehrendoktorwürde
in Lüneburg am 8. Oktober 1999

Lüneburger Universitätsreden
herausgegeben vom
Präsidium der Universität Lüneburg

Erste Auflage
© UNIBUCH Verlag
Postfach 19 63
21309 Lüneburg

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Klein, Fritz
Vierzig Jahre Weltkriegsforschung : Vortrag anlässlich
der Verleihung der Ehrendoktorwürde / Fritz Klein. - 1. Aufl. -
Lüneburg : Unibuch, 2000
(Lüneburger Universitätsreden ; H. 1)
ISBN 3-934900-00-3

Fritz Klein

Vierzig Jahre Weltkriegsforschung

Vortrag anlässlich der Verleihung
der Ehrendoktorwürde
in Lüneburg am 8. Oktober 1999

Herr Vizepräsident, Herr Dekan, lieber Herr Stegmann,
lieber Herr Wernecke, liebe Familie, Freunde und
Kollegen, meine Damen und Herren.

Ich habe Dank zu sagen zuerst, dem Fachbereich
Kulturwissenschaften und der Universität Lüneburg
für die Verleihung der Würde eines Doktors der Kultur-
wissenschaften ehrenhalber, meinen Vorrednern,
besonders natürlich Herrn Stegmann, für die freundli-
chen Worte, die Sie aus diesem Anlaß gefunden haben,
Ihnen allen schließlich, die Sie Ihre Anteilnahme an
dieser Würdigung durch Ihre Teilnahme bekunden. Es
ist eine Ehrung, die ich hoch zu schätzen weiß und
über die ich mich von Herzen freue.

Schlägt man in diesen Tagen der Erinnerung an große
Ereignisse der deutschen Geschichte vor neun und
zehn Jahren eine Zeitung auf oder stellt eine
Fernsehsendung ein, so trifft man fast immer auf
Betrachtungen und Diskussionen darüber, wie es um
das Zusammenleben der Deutschen in Ost und West
heute bestellt ist. Mögen sie sich, oder lehnen sie sich

***Zusammenleben
der Deutschen
in Ost und West***

ab; kennen sie sich, kennen sie sich nicht, wollen sie sich überhaupt kennen; nimmt die in vierzig Jahren entstandene Fremdheit allmählich ab oder nimmt sie zu; finden die Menschen es eigentlich gut, daß sie nicht mehr getrennt sind, oder wünschen gar – auf beiden Seiten nota bene – Deutsche die Trennung zurück? Fragen dieser Art werden erörtert, und die Befunde sind nicht allzu beruhigend. Ich bin, auf die Dauer, trotz allem optimistisch, daß das Zusammenleben besser gelingen wird. So ist es, um am Beispiel des heutigen Tages zu bleiben, doch denkbar, daß solch Vorgang nicht danach kommentiert wird, wo die Universität liegt, die jemanden ehrt und wo der Geehrte arbeitet oder gearbeitet hat, sondern ganz normal, daß die Leute fragen, ob es den Richtigen getroffen hat oder den Falschen, oder ob nicht, bei aller Anerkennung gewisser Verdienste, jemand anderer eher dran gewesen wäre. Lassen Sie uns denken, das wäre meine Bitte, daß wir heute einen Schritt auf diesen Zustand hin getan haben, der doch der eigentlich wünschenswerte ist. Nun aber Schluß der Vorrede. Betrachtungen über „Vierzig Jahre Weltkriegsforschung“ stehen auf dem Programm.

**Fritz Fischers
Aufsatz
über Deutsche
Kriegsziele
im Osten
1914 bis 1918**

Fast auf den Tag genau vor vierzig Jahren, im Oktoberheft 1959 der *Historischen Zeitschrift*, leitete Fritz Fischer mit seinem Aufsatz *Deutsche Kriegsziele. Revolutionierung und Separatfrieden im Osten 1914 bis 1918* eine Wende in der deutschen Geschichtsschreibung über den ersten Weltkrieg ein. Die von Walter Hubatsch in einem repräsentativen Handbuch wenige Jahre zuvor aufgestellte Behauptung, die

Geschichte der Jahre 1914 bis 1918 sei so gut durchforscht wie kaum eine andere Epoche, so daß der Historiker sich dort überall auf sicherem Boden bewege, nannte Fischer einleitend „überraschend“ – eine fast beschönigende Formulierung, bedenkt man die Dimension neuer Erkenntnisse und Einsichten, die Fischer in seinen Werken vorgeführt hat. Es ist nicht meine Absicht, Eulen nach Athen zu tragen und ausgerechnet in diesem Kreise die Geschichte der Fischer-Kontroverse erneut zu erzählen. Angemessen dem heutigen Anlaß schien mir ein Rückblick auf die letzten vierzig Jahre Forschung zu einem das Jahrhundert prägenden Vorgang. Im Rückblick aus heutiger, vielfältig gewandelter Zeit ist nachzudenken über den historischen Platz, den die Arbeiten Fischers und seiner Schüler in der Entwicklung der Forschung nicht nur, sondern auch des öffentlichen Denkens über die Urkatastrophe des Jahrhunderts eingenommen haben – und noch einnehmen? Daß ein Historiker, der sich im damals anderen Deutschland intensiv um die gleichen Probleme bemüht hat – unabhängig zunächst von Fischer, später in häufigem Kontakt mit ihm, ähnlich in den Ergebnissen und Urteilkriterien, aber doch auch grundsätzlich unterschieden von ihm –, in diesem Zusammenhang auf eigene Arbeiten zurückkommt, werden Sie verstehen. Es trifft sich, daß das Jahr 1959 eine Zäsur bildete auch in der Weltkriegsgeschichtsschreibung der DDR. Im selben Herbst dieses Jahres wurde im Institut für Geschichte an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wie die spätere Akademie der Wissenschaften der DDR damals noch hieß, eine Arbeitsgruppe Erster Weltkrieg

***Das Jahr 1959
als Zäsur,
auch in der
Weltkriegs-
geschichts-
schreibung
der DDR***

***Problematik
von Fakten
und Fiktionen
jeder Geschichts-
schreibung***

gegründet, mit dem Auftrag, eine marxistische Gesamtdarstellung der Geschichte Deutschlands im ersten Weltkrieg zu schreiben. Das Hauptergebnis der Arbeiten dieser Gruppe war das dreibändige Werk, das heute schon erwähnt wurde. Den gleichen Blick wie auf das Bleibende und das Vergängliche in den Arbeiten der Fischer-Schule wollen wir auf die DDR-Arbeiten zum gleichen großen Thema werfen. Im kursorischen Überblick, der hier nur möglich ist, keineswegs systematisch oder gar vollständig, sondern eher in der Art lockerer Reflexionen, soll dann die Rede sein von neuen Forschungsfeldern, auf denen seitdem die Weltkriegsforschung vielfältig bereichert wurde. Wir werden dabei die voreilige Bemerkung Hubatschs im Kopf behalten – nicht, um auf dem offensichtlichen Fehltrichter herumzureiten, sondern der allgemeinen Fragestellung wegen, auf die sie hinweist. Vom sicheren Boden ist die Rede, auf dem der Historiker sich bewegt, eine Vorstellung, die gewiß problematisch ist – wie sicher kann ein solcher Boden überhaupt sein? –, die aber grundsätzlich in Frage gestellt worden ist von postmodernen Theoretikern, die das Fiktionale jeder Geschichtsschreibung verabsolutieren. Das Beispiel des Weltkriegs ist, wie mir scheint, besonders geeignet, die Problematik von Fakten und Fiktionen in der Geschichtsschreibung zu erörtern, um das Begriffspaar aufzugreifen, mit dem Richard Evans seine, hie und da vielleicht überzogene, im Kern aber meiner Meinung nach legitime, fulminante Auseinandersetzung mit den Leugnern der Objektivität von Geschichte überschrieben hat. Die nur scheinbar simple Wahrheit des Satzes, mit dem Evans sein Buch beschließt, verdient Be-

achtung und Zustimmung: *Die Vergangenheit*, so lautet er, *ist wirklich geschehen, und wir können tatsächlich, wenn wir sehr gewissenhaft, vorsichtig und selbstkritisch sind, herausfinden, wie sie geschah, und einige haltbare Deutungen der Vergangenheit entwickeln* (Richard J. Evans, *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*, Frankfurt/ New York 1998, S. 243).

Zum Schluß, wenn die Zeit noch reicht, würde ich gerne einige kritische Anmerkungen zu einem jüngst mit großem publizistischen Aufwand in die Welt gesetzten Buch machen, das unter dem provozierenden Titel *Der falsche Krieg* eine ganz neue Deutung des ersten Weltkriegs versucht – gerichtet gegen bisher weit verbreitete Erkenntnisse von Historikern verschiedener couleur über den ersten Weltkrieg, besonders aber expressis verbis gegen Fischers These vom deutschen Griff nach der Weltmacht wie gegen die marxistische Weltkriegsforschung der DDR, die auf den Schutthaufen der Geschichte gehört, wie der Autor unfreundlich formuliert.

Mit intensiven Forschungen in den Archiven beider deutscher Staaten und Österreichs hatte Fritz Fischer eine Fülle bisher unausgewerteter archivalischer Quellen zur Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands erschlossen. Die Bedeutung seiner Arbeiten lag nicht nur in der Riesenmenge neuen Materials. Sie beschränkte sich nicht – was wertvoll genug war – auf eine gleichsam quantitative Bereicherung der bisherigen Forschung. Sie hob sie qualitativ auf eine neue Stufe. In

**Niall Fergusons
Buch „Der falsche
Krieg“**

**Fischers Begriff
vom „Griff nach
der Weltmacht“**

**Distanz zum
ersten
durch den zweiten
Weltkrieg**

den zwanziger Jahren, so leitete Fischer sein Vorwort zum *Griff nach der Weltmacht* ein, sei das Thema dieses Buches Gegenstand leidenschaftlicher innenpolitischer Auseinandersetzungen gewesen. *Heute, fuhr er fort, nach der Distanz, die der zweite Weltkrieg schuf, und bei den völlig veränderten politischen Verhältnissen in Europa, ist es Geschichte und kann Gegenstand objektiver Betrachtungen sein.* Die Bemerkung zielte auf ein Grundsatzproblem des Zusammenhangs von Gegenwart und Vergangenheit, das uns kurz beschäftigen soll.

Daß eine neue Gegenwart ein neues Bild von der Vergangenheit entwirft, ist früh und häufig beobachtet worden. *Daß die Weltgeschichte, heißt es bei Goethe, von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unseren Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine solche Notwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortgeschrittenen Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf neue Weise überschauen und beurteilen läßt.* (Goethes Werke, 2. Abt.: Naturwissenschaftliche Schriften, 3. Bd. Zur Farbenlehre, historischer Teil I, Weimar 1893, S. 239). Den gleichen Sachverhalt beschreibt auch Ranke, freilich nicht zustimmend wie Goethe, sondern vor allem kritisch. *Die Historie wird immer umgeschrieben, stellt er als Tatsache fest. Jede Zeit und ihre hauptsächlichliche Richtung macht sie sich zu eigen und trägt ihre Gedanken darauf über. Danach wird Lob und Tadel ausgeteilt. Das schleppt sich dann alles so fort, bis man die Sache selbst nicht mehr erkennt. Es kann dann nichts helfen als die Rückkehr zu der*

ursprünglichen Mitteilung. Würde man sie aber, fragt auch Ranke, würde man sie ohne den Impuls der Gegenwart überhaupt studieren? (Leopold v. Ranke, Tagebuchblätter. Allgemeine Bemerkungen 1831–1849, in: Ders., Das politische Gespräch und andere Schriften zur Wissenschaftslehre, Halle 1925, S. 52). Ein Zitat von einem Historiker unseres Jahrhunderts sei noch hinzugefügt, die vertrackt-dialektische Formulierung Frederick Jackson Turners: *Jedes Zeitalter, meinte er, schreibt die Geschichte der Vergangenheit neu im Hinblick auf die Bedingungen, die in seiner eigenen Zeit vorherrschend sind. [...] Heute verstehen wir römische Geschichte besser als Livius oder Tacitus, nicht nur, weil wir die Quellen besser zu benutzen wissen, sondern auch, weil sich die Bedeutung der Ereignisse mit der Zeit entfaltet, weil Heute so sehr ein Produkt von Gestern ist, daß Gestern nur so verstanden werden kann, wie es sich durch Heute erklärt* (Zit. nach: Fritz Stern (Hrsg.), Geschichte und Geschichtsschreibung, München 1966, S. 206). Die verzwickte Formulierung führt nahe an die Art spekulativer Verdrehung des Zusammenhangs von Gegenwart und Vergangenheit, vor der Marx und Engels in der Deutschen Ideologie warnten, wenn zum Beispiel der Entdeckung Amerikas der Zweck zu Grunde gelegt werde, der Französischen Revolution zum Durchbruch zu verhelfen.

Die historiographische Vergangenheit, von der Fischer sich abstieß, war die in der Zwischenkriegszeit vorherrschende Tendenz der deutschen Geschichtsschreibung, in empörter Ablehnung des „Schandvertrages“ von Versailles vornehmlich die deutsche Kriegspolitik zu verteidigen und die Schuld am Kriege

**Goethe, Ranke,
Turner:
Alle Gegenwart
entwirft ein
neues Bild
von der
Vergangenheit.**

**Die Zeit
zwischen
den beiden
Weltkriegen**

ausschließlich den Gegnern Deutschlands zuzuschreiben. Mit Jalta und Potsdam hatte sich Versailles erledigt. Die neue Wirklichkeit gestattete, nein verlangte, einen neuen, unbefangeneren, freieren Blick auf den ersten Weltkrieg. Dies jedenfalls war offenbar die Grundhaltung Fischers, als er sich in das Studium der Akten vertiefte und daraus seine umwälzenden Erkenntnisse gewann. Die Mehrzahl seiner Kollegen zog freilich andere Schlüsse. Eine nach wie vor vorhandene apologetische Grundstimmung zahlreicher Repräsentanten der Zunft und der politischen Publizistik zeigte sich in den wütenden Angriffen gegen Fischers Thesen, die Gerhard Ritter als einen *Gipfel der politisch-historischen Modeströmung unserer Tage [...] der Selbstverdunkelung deutschen Geschichtsbewußtseins* beklagte. Widerspruch erregte besonders die allgemeine Schlußfolgerung, die Fischer aus den Ergebnissen seiner Forschungen zog, daß nämlich die Aufdeckung von Denkformen und Zielsetzungen der deutschen Politik im ersten Weltkrieg über diesen hinauswies, sein Buch also ein Beitrag zum Problem der Kontinuität in der deutschen Geschichte vom ersten zum zweiten Weltkrieg sei. *Auch am ersten Weltkrieg schuld?* fragte empört Giselher Wirsing.

**Ritters Kritik
an Fischers Thesen**

Vergleichbare Sensation machten Fischers Arbeiten in der DDR nicht. Daß Deutschland die Hauptverantwortung für den Ausbruch des ersten Weltkrieges trug, daß die Aufstellung weitreichender Kriegsziele wesentlich geprägt war durch die Interessen führender Wirtschaftskreise und daß die ausgreifende Kriegspolitik des deutschen Reiches nur eine lange vor 1914

von deutscher Politik und deutschen Eliten verfolgte Politik fortsetzte, die auch mit der ersten Niederlage 1918 nicht zu Ende war: Thesen dieser Art waren für uns weder wissenschaftlich neu noch politisch irritierend. Daß dies eine reine Feststellung ist, die nicht im geringsten darauf abzielt, das riesige Verdienst Fischers zu schmälern, versteht sich. Der zeitliche Abstand, der Eintritt in eine neue Phase der geschichtlichen Entwicklung, der, wie wir gesehen haben, für Fischer wichtig gewesen war, ein neues Bild der deutschen Kriegspolitik vor und im ersten Weltkrieg zu entwerfen, spielte eine vergleichbare Rolle für die Weltkriegshistoriker der DDR nicht. Wir sahen uns in einer anderen Tradition, hatten uns nicht zu lösen von einer vorwiegend auf Verteidigung der deutschen Politik angelegten Historiographie, die von marxistischen Autoren immer grundsätzlich kritisiert worden war. An diese war anzuknüpfen. Nicht der Bruch mit deren Grundauffassungen war geboten, sondern ihre Untermauerung und Weiterentwicklung, gewiß auch differenzierende Verfeinerung, durch das nun, in der neuen Zeit, marxistischen Historikern in Deutschland erstmals mögliche Archivstudium.

Auf sicherem Boden stehe der Historiker des ersten Weltkriegs, hatte Hubatsch in den fünfziger Jahren gemeint und war zehn Jahre später durch Fischers Arbeiten widerlegt. Sicherer war der Boden gewiß geworden, und ich zähle zu den Forschungen, die das erreichten, auch die Arbeiten in der DDR – von ihren Grenzen wird noch zu sprechen sein. Sicher aber im Sinne abschließend erreichter Erkenntnis war er natür-

**Die Vielfalt
historischer
Dokumente und
Zeugnisse**

lich nicht. Neue Quellen konnten immer wieder auftauchen, ein in unserem Jahrhundert der Kriege und Revolutionen, wechselnder Macht- und Besitzverhältnisse, Grenzverschiebungen und mannigfacher Kriegsfolgen häufiger Vorgang. Es hatte ja dramatisch begonnen mit der Verlagerung deutschen Archivgutes während des zweiten Weltkrieges und dem wechselhaften Schicksal dieser Akten unter Verhältnissen der Besatzung, der Beschlagnahme und Rückgabe in West und Ost. Niemand weiß, ob dies Kapitel mit dem Fund erheblicher Teile des Nachlasses einer für die deutsche Politik im ersten Weltkrieg so wichtigen Persönlichkeit wie Walther Rathenau in einem Moskauer Sonderarchiv vor einigen Jahren bereits beendet ist. Amtliche Akten sind nur ein Teil der in Frage kommenden Überlieferung. Zeugnisse unterschiedlichster Art befinden sich in Privatbesitz und können neue Einsichten in die Geschichte des Weltkrieges liefern, seien es Nachlässe einflußreicher Personen aus Militär, Politik, Wirtschaft und Kultur im Familienbesitz, seien es Feldpostbriefe einfacher Kriegsteilnehmer, die sich in einem nie beachteten Koffer auf dem Boden eines Hauses finden. Der schöne Band von Peter Knoch zum Kriegsalltag (1989) etwa enthielt Zeugnisse dieser Provenienz, die es gestatten, das Bild der Geschichte des Krieges in bemerkenswerter Weise zu erweitern – wir kommen auf diese Tendenz, für die das Büchlein von Knoch nur ein Beispiel von vielen ist, sogleich zurück. Die Formulierung Turners von der Entfaltung der Ereignisse im Laufe der Zeit (*the significance of events develops with time*) finde ich sehr instruktiv. Es wurde viel „nachentdeckt“, und es wird weiter „nachent-

deckt“ werden. Ein bleibend „sicheres“, allgemeines Ergebnis jener Forschungen der sechziger Jahre, das natürlich im Kontext einer breiteren allgemeinen Entwicklung zu sehen ist, darf aber doch wohl festgehalten werden. Nationale Selbstkritik als Modeströmung abzutun, gerichtet auf die Selbstverdunkelung deutschen Geschichtsbewußtseins, ist nicht mehr möglich – ich schränke sogleich ein, diese Einstellung bestimmt nicht mehr, wie zu Zeiten Gerhard Ritters, die Hauptrichtung des Denkens führender Kreise der Historikerzunft. Schlechthin tot ist sie natürlich nicht.

Das Bleibende ist, daß die Fragestellung sich durchgesetzt hat. Niemand regt sich heute auf, wenn jemand von der deutschen Verantwortung für den Ausbruch des ersten Weltkriegs spricht und von ausgreifenden, das Kräfteverhältnis in der Welt umwälzenden und deshalb für die anderen Mächte nicht hinnehmbaren deutschen Kriegszielen. Die Antworten sind nach wie vor verschieden. Ob der Weg vom sogenannten Kriegsrat im Dezember 1912 so direkt zum Kriegsentschluß von 1914 führte, wie gelegentlich behauptet, ist sicher strittig. Über den Grad von Nähe und Differenz zwischen den Kriegszielen der Gemäßigten, Stichwort Mitteleuropa, und denen der radikalen Alldeutschen gehen die Meinungen auseinander, und die Mehrheitsmeinung tendiert sicher dazu, die Unterschiede zwischen beiden größer zu sehen, als sie in Fischers Arbeiten erscheinen – um nur zwei von vielen möglichen Beispielen für konkrete Forschungsfragen zu nennen.

„The significance of events develops with time.“

Alte Fragen – neue Antworten

**Neue
Forschungs-
ergebnisse
zum ersten
Weltkrieg**

Die Weltkriegshistoriker der DDR, einig mit Fischer in der scharfen Kritik an der friedensgefährdenden, ausgreifenden Aggressionspolitik der deutschen Reichsleitung, die damit in hohem Maße den Interessen mächtiger Wirtschaftskreise folgte, unterschieden sich von ihm in der Betonung der auf Seiten aller Beteiligten gegebenen Konstellation einer auf Machtausbreitung und ökonomischen Vorteil ausgerichteten Politik. Der erste Weltkrieg – ein von allen Seiten für ungerechte, imperialistische Ziele geführter Krieg. So lautete die Grundformel unserer Arbeiten, die es gestattete, zu wichtigen Fragen des Zusammenhangs ökonomischer und politischer Interessen, der Verbindung von Innen- und Außenpolitik, von Kriegführung, Wirtschaft und Politik Forschungsergebnisse vorzulegen, die eine Bereicherung bisherigen Wissens darstellten. Ihre Wirkung wurde freilich eingeschränkt durch die der DDR-Gesellschaftswissenschaft eigene Tendenz zur Dogmatisierung. Sie wirkte auch in der Weltkriegsforschung – nicht gleichmäßig stark in allen Fragen, bei allen Autoren und im ganzen abnehmend im Laufe der Jahre. Wirklich überwunden aber wurde nicht die einseitige Schuldzuweisung an die großen Monopole (immerhin erschien in der DDR das antidogmatische Buch von Helga Nußbaum *Unternehmer gegen Monopole*), nicht wirklich überwunden wurde der Mangel an Differenzierung in der Beurteilung der Politik verschiedener Strömungen innerhalb der herrschenden Klassen, die Verurteilung aller Richtungen der Arbeiterbewegung rechts von Spartakus. Freimütig gestehe ich, daß meine Sympathie auch heute noch größer ist für die entschiedene Antikriegspolitik von

Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg als für die Burgfriedenspolitik von Leuten wie Südekum, Ebert und David. Die Rigorosität aber, mit der wir, unbekümmert um den tatsächlichen Mehrheitswillen der idealisierten Arbeitermassen, im Grunde nichts gelten ließen als den Kurs von Spartakus, bis hin zu der aus abstrakten Gesetzmäßigkeitsvorstellungen abgeleiteten These, daß nur die Revolution nach dem Vorbild der Bolschewiki einen Ausweg aus dem Krieg weisen konnte, der echten Frieden verhieß – all das waren Positionen, die den Wert unserer Arbeiten minderten.

Vierzig Jahre Weltkriegsforschung – das war natürlich weit mehr als das, was die Fischer-Schule und die Weltkriegshistoriker der DDR geleistet haben. Es waren aber nicht nur weit mehr Historiker am Werk, sondern es vollzogen sich inhaltliche, konzeptionelle Veränderungen. Ich erwähnte das Büchlein von Peter Knoch mit dem programmatischen Titel *Kriegsalltag*, eine Überschrift, die im Zusammenhang mit einem allgemeinen Trend der Geschichtswissenschaft, eine ganz neue Richtung der Weltkriegsforschung bezeichnet. Themen werden aufgegriffen und Quellen herangezogen, die in der bisherigen Forschung allenfalls marginal vorkamen. Über Nutzen und Grenzen von Alltagsgeschichte hat es eine Weile lang heftige Auseinandersetzungen gegeben. Der Anspruch ihrer eifrigsten Verfechter, mit einer *Geschichte von unten* die bisher, wie argumentiert wurde, vorwiegend betriebene *Geschichte von oben* ersetzen zu können, Erfahrungsgeschichte gegen Strukturgeschichte, wie eine Parole lautete, wurde von Kritikern – ich denke etwa an

Neue Forschungsschwerpunkte – „Geschichte von unten“

**Erfahrungsgeschichte
gegen Strukturgeschichte**

Wehlers heftige Attacken gegen diesen Anspruch – leidenschaftlich zurückgewiesen. Ich erwähne hier den Band von Peter Knoch, weil dort der Anspruch, neue Seiten der Kriegsgeschichte mit neuen, popularen Quellen aufzuschließen, mit großem Nachdruck und in eindrucksvollen Beispielen vertreten, jeder gleichsam sektiererische Absolutheitsanspruch der Alltagsgeschichte aber expressis verbis abgelehnt wird. Es sei ein Fehler, meint Knoch, Geschichte von oben durch eine Geschichte von unten ersetzen zu wollen. Aufzuklären sei vielmehr gerade *der Zusammenhang zwischen populärer Biografie und gesellschaftlichen Strukturen, zwischen begrenzt wahrgenommenem Ereignis und zentralen staatlichen Entscheidungen, kurz: zwischen Mikro- und Makrogeschichte.*

**Zusammenhang
zwischen
Mikro- und
Makrogeschichte**

Alltag im Kriege, des Soldaten an der Front und im Hinterland, wie der Menschen in der Heimat, die Wechselbeziehung zwischen beiden, Wandel der Mentalität durch das Erlebnis des Krieges, Wissenschaft und Krieg, seine Wahrnehmung in der Erinnerung, die veränderte Rolle der Frau – aber dadurch auch die des Mannes (zum Thema *Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse 1914 bis 1949* findet nächste Woche ein Kolloquium an der Technischen Universität in Berlin statt): es sind neue, in der traditionellen Weltkriegsforschung, auch bei Fritz Fischer wie in der Weltkriegsforschung der DDR, nicht oder kaum beachtete Felder, auf die sich die Weltkriegsforschung in den letzten zehn bis zwanzig Jahren ausgebreitet hat. Als wichtiges Beispiel dieser Tendenz sei noch auf Wolfgangs Mommsens Untersuchungen über bürger-

liche Kultur und Avantgarde im Kaiserreich und speziell im Weltkrieg verwiesen. Bemerkenswert ist der von den Initiatoren kaum erwartete große Zustrom zu dem 1995 gegründeten Arbeitskreis Militärgeschichte im Verband der Historiker Deutschlands, dessen Mitgliederzahl rasch einige hundert erreichte. Der Arbeitskreis definiert sich als eine Organisation zur Förderung der Forschung und des wissenschaftlichen Austausches auf dem Gebiet einer Militärgeschichte, die den traditionellen politischen und institutionellen Aspekten der Geschichte von Militär und Krieg ebenso geöffnet ist, wie den modernen sozial- und mentalitätshistorischen sowie kulturanthropologischen Ansätzen. Themen des ersten Weltkriegs nehmen in seiner Tätigkeit einen nicht geringen Platz ein. Ich nenne nur aus der letzten Nummer seiner Newsletter die einschlägigen Themen von Aufsätzen, Projekten oder Tagungen, welche die angedeutete Tendenz einer ganz außerordentlichen Bereicherung der Untersuchungen veranschaulichen: Mathematik, Militär und Krieg. Probleme ihrer historischen Erforschung im 20. Jahrhundert; Lokalgeschichte und Totaler Krieg; Die Autobiographik der „verlorenen Generation“ des Ersten Weltkriegs; Die Bedeutung der sogenannten Kriegsnerven in einem industrialisierten Massenkrieg – dargestellt an der k. u. k. Armee 1914 bis 1918; Die Urkatastrophe im Fernsehen: Dokumentarfilme über den Ersten Weltkrieg; Randgruppen, Randerscheinungen und Marginalisierung im Ersten Weltkrieg.

Kräftige Anstöße zu dieser Horizonterweiterung der Historiker kamen aus anderen Disziplinen, von

***Arbeitskreis
Militärgeschichte
im Verband der
Historiker
Deutschlands***

***Aufsätze,
Projekte
und Tagungen
mit neuen
Themen***

**Anstöße aus anderen Disziplinen:
Philosophie,
Psychologie,
Soziologie und
Literaturwissenschaft**

Philosophen, Psychologen, Soziologen und Literaturwissenschaftlern. Ein eindrucksvolles Beispiel war der gedankenreiche Vortrag des Germanisten Bernd Hüppauf auf dem Kolloquium *Geschichte als Literatur* 1989 an der Freien Universität in Berlin. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit wurden dort auf hohem Niveau besprochen. Hüppauf sprach zum Problem der Darstellung des ersten Weltkriegs. Zu wenig – und auffallend weniger als die Geschichtsschreibung Frankreichs, Englands und der USA –, merkte er an, sei die deutsche Geschichtswissenschaft bereit, den Ersten Weltkrieg jenseits von Fragen der Kriegsschuld und traditioneller militärisch-diplomatischer Geschichte auch in seiner Bedeutung für die Geschichte der modernen Zivilisation und das Selbstbewußtsein des 20. Jahrhunderts zu untersuchen (Bernd Hüppauf, *Der Erste Weltkrieg und die Destruktion von Zeit*, in: H. Eggert / U. Profitlich / K. R. Scherpe (Hrsg.), *Geschichte als Literatur*, Stuttgart 1990, S. 207). Anders als frühere Kriege sei die Erschütterung des ersten Weltkriegs auf einer fundamentalen Ebene erlebt worden.

**Stellung des
1. Weltkriegs in
der Moderne**

Die Gewalt des modernen technologischen Krieges und die Erfahrung einer prinzipiellen Disproportionalität zwischen seinen Zerstörungsmitteln und den legitimierenden Kriegszielen hätten zu einem Zerfall der kulturellen Sinnstrukturen geführt. Der erste Weltkrieg nehme seine unvergleichliche Position in der Geschichte der Moderne dadurch ein, daß er als elementare Katastrophe und zugleich als Grundmuster der modernen Welt erfahren wurde.

Das Plädoyer für eine entschiedene, bisherige Grenzen überschreitende Erweiterung der Weltkriegsforschung hin zu einer im weitesten Sinne kulturgeschichtlichen Zivilisationsgeschichte, ist überzeugend. Die vielgebrauchte, nicht selten aber zur redensartigen Floskel heruntergekommene Formel vom ersten Weltkrieg als der Urkatastrophe des Jahrhunderts erhält so Inhalt und Kontur. Auch daß die Historiker sich daran gewöhnen sollten, dem Medium der Sprache als Vermittlung zwischen realem Geschehen und der Erfahrung des Geschehens neue Aufmerksamkeit zu schenken, wie Hüppauf in deutlichem Anklang an die postmodernen Gedanken des sogenannten *linguistic turn* verlangt, verdient Beachtung. Nicht zu folgen vermag ich freilich der radikalen Schlußfolgerung seiner Überlegungen, derzufolge eine Zivilisations-, Erfahrungs- oder Mentalitätsgeschichte des ersten Weltkriegs einen Begriff von Geschichtsschreibung voraussetze, in dem Geschichte als die sich verändernden *Formen der Erfahrung von Wirklichkeit* und nicht als Wirklichkeitswissen selbst aufgefaßt wird (ebda., S. 212). Es ist gewiß interessant, darüber nachzudenken, was es heißt, daß Historiker, wie gesagt worden ist, Texte über Texte über Geschichte schreiben und nicht Geschichte. Metaphorisch aufgefaßt kann die These nützlich sein, zwingt sie doch zur Prüfung des eigenen Tuns. Es führt aber in die Irre, zu einer Art von Beliebigkeit konkreter Wirklichkeit gegenüber, auf deren Aufhellung es doch letztlich ankommt, nähme man sie buchstäblich ernst und machte sie zur Grundlage der Beurteilung historischer Arbeit. Das Feld, auf das wir geraten sind, ist überaus kompliziert

***Sprache als
Vermittlerin
zwischen
Geschehenem
und Erfahrenem***

***Aufhellung der
Wirklichkeit***

und mit diesen knappen Bemerkungen auch nicht annähernd erschöpft. Ich verlasse es auch sogleich, komme aber auf das Problem des Verhältnisses von Fakten und Fiktionen noch einmal kurz zurück.

**„Historial de la
Grand Guerre“
in Péronne**

An einem anderen Beispiel sind die neuen Tendenzen zu demonstrieren, die in einer wiederum neuen Zeit charakteristisch sind für die moderne Weltkriegsforschung. Ich meine die Ziele und die sehr lebendigen Aktivitäten des *Historial de la Grande Guerre*, des 1992 in Péronne im nordfranzösischen Département Somme, unweit der Stelle, an der im Juli 1916 die Sommeschlacht begann, eröffneten Komplexes, einer Kombination von Museum, internationalem Forschungszentrum und Tagungsstätte. Der Hauptgrund, es hier vorzustellen, ist die tragende Idee des Historial, die strikte Internationalität. Französische, belgische, deutsche, britische, US-amerikanische, kanadische, australische, italienische und russische Historiker sind im *Conseil scientifique* vertreten. Was in der Zwischenkriegszeit undenkbar gewesen wäre und auch nach dem zweiten Weltkrieg erst sehr langsam Gestalt gewann, die Zusammenarbeit von Historikern verschiedener, im Kriege gegeneinander kämpfender Länder, ist hier selbstverständliche Übung. Die Zeit reicht leider nicht aus, der sehr aufschlußreichen Frage näher nachzugehen, wie es sich mit solcher Tendenz zur Internationalität zwischen den Historikern der sozialistischen Länder verhielt. Eigentlich hätte man erwarten sollen, daß die gemeinsame Ideologie die Zusammenarbeit leicht gemacht, geradezu erfordert hätte. Tatsächlich aber kam sie nicht zustande, weil

ungeachtet des offiziell überall verbindlichen Kanons der marxistisch-leninistischen Ideologie traditionell überkommene nationale Stereotypen weiterwirkten – bestärkt gewiß auch durch den dogmatischen, jeder Differenzierung entgegenstehenden Grundzug der herrschenden Theorie. Rußland, so dachten auch Sowjethistoriker – mondenweit in diesem Punkt entfernt von den Auffassungen des gebetsmühlenartig angerufenen Lenin –, führte einen Verteidigungskrieg gegen deutschen Angriff und dachte nicht an Expansion; die Rumänen waren nicht bereit, ihren Eintritt in den Krieg als Beteiligung an einem allseits ungerechten, imperialistischen Krieg aufzufassen, habe er doch dem gerechten Ziel der Befreiung Siebenbürgens und Bessarabiens von ungarischer bzw. russischer Fremdherrschaft gedient, um nur zwei Beispiele zu nennen. Grundsätzlich ist in Péronne das nationale Vorurteil überwunden. Die ganze Konstruktion des Unternehmens ist darauf angelegt.

Natürlich schlagen nationale Vorurteile in Tagungsvorträgen oder Publikationen dieses oder jenes Autors der einen oder anderen Nation immer wieder durch. Sie bestimmen aber nicht – und das scheint mir das Entscheidende – das Klima. Heikle Themen, die in der Zwischenkriegszeit Gegenstand erbitterter verbaler Gefechte waren und in den Anfängen bundesdeutsch-französischer Annäherung nach 1945 z. B. in den Braunschweiger Schulbuchempfehlungen in beiderseitigem Einvernehmen unter den Teppich gekehrt wurden – nach dem Muster *Schweigst Du über die Untaten der deutschen Besetzer in Belgien und Frankreich, halte*

***Internationalität
der Forschung
im Westen –
Nationalität in
sozialistischen
Ländern***

***Braunschweiger
Schulbuch-
empfehlungen***

ich mich zurück mit meiner Kritik an Versailles –, werden in Péronne offen erörtert. Die internationale Ausrichtung wird erleichtert, nein, eigentlich erzwungen durch die inhaltliche Konzeption. Weniger die Geschichte des Großen Krieges und seiner Helden soll erzählt werden, heißt es in einem Gründungstext, als vielmehr die der Völker, die in diesen Krieg hineingezogen wurden. Zu zeigen sei der Wandel der Mentalität der europäischen Völker, die Agonie einer Epoche und die Entstehung der heutigen Weltordnung. Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes soll geboten werden.

Prinzipiell ist dies ein Programm wie das, von dem wir eben hörten. Und konkret, nun aber im Arbeitszusammenhang von Weltkriegshistorikern, stoßen wir erneut auf das Problem von Fakten und Fiktionen. Kaum ein Gegenstand wie ein großer Krieg, das ist wahr, eignet sich so zur interessengeleiteten Darstellung in Texten, die höchst unterschiedliche Erfahrungen wiedergeben. Die Versuchung ist groß, die Geschichte des Krieges zu schreiben als die Geschichte des Wandels der Erfahrungen in den Texten. Natürlich muß dieser Wandel studiert werden, wozu doch aber die seit langem geübte, subtile Kunst der Quellen- und Textkritik, die in jedem anständigen historischen Proseminar gelehrt wird, hinreichende Anleitung gibt. Gerade an einem Ort wie Péronne ist es die massive, überwältigende Präsenz von Vergangenheit, die den Historiker davor bewahren sollte, hinter den Berichten über die Vergangenheit diese selbst als nicht greifbar sozusagen aufzugeben. Da ist das dramatische Schicksal der Stadt

***Die Stadt
Péronne
im 1. Weltkrieg***

selbst – beim Vormarsch 1914 von den Deutschen besetzt, 1916 am äußersten Rand des besetzten Gebiets fast unmittelbar betroffen von der Sommeschlacht, 1917 im Zuge der Frontbegradigung durch den Rückzug auf die sogenannte Siegfriedlinie nach schwerer Zerstörung von den Deutschen geräumt, im Frühjahr 1918 wieder erobert und endgültig befreit erst im Herbst desselben Jahres. Ganz sicher gibt es Berichte über diese Wendungen, die ganz verschiedene Erfahrungen mit und in ihnen wiedergeben, aus der Feder von Deutschen oder Franzosen, von Armen und Reichen, von Menschen, die viel gelitten haben und solchen, die gut durchgekommen sind.

Eigentlicher Gegenstand historischer Weltkriegsforschung müßte doch aber – ich kann es jedenfalls nicht anders sehen – die Untersuchung der tatsächlichen Vorgänge sein. Man kann doch wissen, wie viele Menschen unter welchen sozialen Umständen in Péronne 1914 lebten und wie viele 1918; wie viele Häuser zerstört wurden und wie viele unversehrt blieben; wie viele Menschen starben, krank wurden, an welchen Krankheiten; wie die Menschen sich ernähren und kleiden konnten; wie sich welche Individuen und welche Gruppen zu den wechselnden Autoritäten verhielten. Solche und viele andere Fragen können studiert werden. Wir können tatsächlich, um die eingangszitierte Mahnung von Richard Evans aufzugreifen, herausfinden, wie die Vergangenheit geschah und einige haltbare haltbare Deutungen der Vergangenheit versuchen. Und wir sollten es tun. Schließlich die Schlacht selbst, die Sommeschlacht, eine der verlustreichsten

***Herausfinden,
wie die
Vergangenheit
geschah***

und schrecklichsten des Weltkriegs. Auch sie wurde ganz unterschiedlich erfahren. Besucher des Memorials für die in ihr eingesetzten kanadischen Soldaten bekommen z. B. ein Faltblatt mit dem Bericht eines Divisionskommandeurs, unter dessen Befehl ein Regiment stand, das am ersten Tag der schlecht vorbereiteten Offensive von den Deutschen buchstäblich fast niedergemäht wurde. Sie hätten, preist der Kommandeur die Haltung der Soldaten, die er in den Tod gejagt hatte, Wunder an Heldenmut und Tapferkeit vollbracht und den Sieg nur deshalb nicht erreicht, weil Tote nicht mehr avancieren können. Erfahrungsberichte solcher Art, aus der Kriegszeit selbst wie in der wissenschaftlichen und belletristischen Literatur nach dem Krieg, denken wir in Deutschland an die Schriften von Jünger, Beumelburg, Schauwecker und vielen anderen, haben das Bild vom Krieg weithin geprägt. Eine andere Sprache sprechen die unendlichen Reihen von Gräbern der Gefallenen aus allen an der Schlacht beteiligten Nationen auf den Friedhöfen rund um Péronne, auch sie, wenn man will, ein Text – über Erfahrungen, die im Zentrum der Bücher von Henri Barbusse, Erich Maria Remarque oder Ludwig Renn stehen. Den Wandel von Erfahrungen zu studieren, ist unerlässlich, bekommt seinen Sinn doch aber nur, wenn der Bezug zu dem hergestellt wird, was tatsächlich vorgegangen ist.

**Literarische
Zeugnisse:
Jünger,
Schauwecker,
Remarque,
Renn u. a.**

Und steht man nun bei Péronne auf der kleinen Anhöhe, von der sich ein etwa ein bis anderthalb Kilometer langer Geländestreifen überblicken läßt, auf dem von Juli bis November 1916 Tausende von

Soldaten kämpften, bluteten und starben, in ständigem Wechsel von kleinem Geländegewinn und -verlust, so meint man, die Realität des Krieges förmlich vor sich zu sehen.

Diese führt Historiker, unbekümmert um den theoretischen Streit um Erfahrung oder Wirklichkeit, dazu, sich nach wie vor um die penible Aufklärung noch der letzten Einzelheiten der damaligen Vorgänge zu bemühen. Auch sie freilich tun das, wie die folgende kleine Episode zeigen wird, nicht ohne gedankliche Experimente. Unvergeßlich ist mir aus einer Schlachtfeldbesichtigung an der Somme anlässlich einer Tagung in Péronne die Detailkenntnis eines Militärgeschichtlers vom *Imperial War Museum* in London. Er führte uns durch das Gelände, an dem 1916 die Front verlaufen war. Er kannte jeden Stein und jeden Weg und machte dann an einer Stelle auf eine Besonderheit aufmerksam. Hier, so sagte er, dachten wir – gemeint war das englische Oberkommando – zunächst, seien die deutschen Stellungen relativ schwach besetzt und deshalb der Platz günstig, um einen entscheidenden Durchbruchversuch zu wagen. Die Idee wurde aufgegeben, nachdem unsere Aufklärung gemeldet hatte, daß die Deutschen hier keineswegs so schwach seien, wie wir angenommen hatten. Spätere Forschung freilich kam zu dem Ergebnis, daß die ursprüngliche Annahme doch nicht so falsch gewesen war, und einige Forscher meinen, man hätte doch gerade hier den Durchbruch versuchen sollen. Und er setzte hinzu *The debate is going on*. Man ist natürlich geneigt, über so viel Engagement in einer längst entschiedenen Sache zu

***Schlachtfeld-
besichtigung
an der Somme***

**Notwendigkeit
kontrafaktischer
Geschichts-
betrachtung**

lächeln, aber ich erzähle jetzt davon, weil mir scheint, daß in der kleinen, wenn man will skurrilen, Geschichte ein großes, allgemeines Problem anklingt, die Berechtigung kontrafaktischer Geschichtsbetrachtung. Abwegig erscheint weit verbreitetem Urteil die Frage, wie die Geschichte in diesem oder jenem Fall verlaufen wäre, wenn sie nicht so verlaufen wäre, wie sie verlaufen ist. Auch Historiker tun sich häufig schwer mit solchen Überlegungen – aus dem guten Grund natürlich, unhistorischem, mannigfach motiviertem, zumeist aktuell-politischem Wunschdenken keinen Vorschub leisten zu wollen. Es sollte aber nicht übersehen werden, daß keine Geschichtsschreibung, die über die reine Faktensammelei hinausgehen will, ohne das Element kontrafaktischer Betrachtung auskommt, auch wenn davon ausdrücklich gar nicht die Rede ist. Keine kritische Betrachtung der Vergangenheit, die sich nicht beschränken will auf trauriges Kopfschütteln über unausweichliche Tragik, ist doch möglich ohne die Vorstellung, daß es da oder dort anders, d. h. besser, friedlicher, menschenfreundlicher, vernünftiger hätte nicht nur zugehen sollen, sondern auch können. Das gilt natürlich auch umgekehrt, wenn Möglichkeiten einer ungünstigeren Entwicklung als der tatsächlichen ins Auge gefaßt werden.

In Robert Musils unendlich gedankenreichem Roman vom *Mann ohne Eigenschaften*, einem großen Werk der schönen Literatur, aus dem Wichtigeres über die Ursprünge des Weltkriegs gelernt werden kann als aus manch historischem Fachbuch, gibt es einen kleinen Abschnitt über Wirklichkeitssinn und Möglichkeits-

sinn, aus dem ich einige Sätze zitieren möchte, die mir mutatis mutandis auch in unserem Zusammenhang bedenkenswert erscheinen. Der Mensch, schreibt Musil, der den *Möglichkeitssinn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. Man sieht, daß die Folgen solcher schöpferischen Anlage bemerkenswert sein können, und bedauerlicherweise lassen sie nicht selten das, was die Menschen bewundern, falsch erscheinen und das, was sie verbieten, als erlaubt oder wohl auch beides als gleichgültig. Was sich anhört wie ein Plädoyer für grenzenloses Spekulieren, fern jeder Realität, ist dieses gerade nicht. Es gehe nicht darum, der Wirklichkeit auszuweichen, die man nicht begreifen kann. Der Möglichkeitssinn Musils ist streng gebunden an sein Komplement, den Wirklichkeitssinn. Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt, beschreibt er den Zusammenhang.*

Die kurze Überlegung zur Problematik kontrafaktischen Denkens bringt uns zum letzten Punkt dessen, was ich Ihnen an Betrachtungen zur Weltkriegsforschung der letzten Jahrzehnte vortragen wollte, zum eingangs erwähnten Buch des Oxforder Historikers Niall Ferguson über den „Falschen Krieg“. *Der Erste*

**Fergusons
neue Thesen
in „Der falsche
Krieg“**

Weltkrieg und das 20. Jahrhundert lautet der Untertitel, ein deutliches Zeichen für die Absicht des Autors, sein neues Bild vom Ersten Weltkrieg vom Standpunkt der Erfahrungen des nun zu Ende gehenden, in seiner vollen Länge überschaubaren Jahrhunderts zu entwerfen. Das Ende der mit der bolschewistischen Revolution von 1917, einem Hauptergebnis des Weltkriegs, begonnenen Blockkonfrontation des Kalten Krieges, das Ende der deutschen Spaltung und der durch die Wiedervereinigung gewonnene neue Platz Deutschlands in Europa und der Welt, nicht zuletzt des britischen Empire von der Weltmacht Nummer eins zu Beginn des Jahrhunderts auf seinen heutigen, weit bescheideneren Rang, scheinen auf als Gesichtspunkte, unter denen sich „das Vergangene auf neue Weise überschauen und beurteilen läßt“. Ferguson, ein durch zahlreiche Arbeiten ausgewiesener Fachmann insbesondere für die Wirtschaftsgeschichte des ersten Weltkriegs, verbindet in seinem Buch – was ein großer Vorzug ist – Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Krieges mit diplomatischer Militärgeschichte auf anregende, in vieler Hinsicht weiterführende Weise. Nicht wenige Passagen in der lebendig geschriebenen Darstellung enthalten Beschreibungen von wichtigen Vorgängen und Zusammenhängen aus vielen Bereichen der Vorbereitung und der Führung des Krieges, die häufig neue Verbindungen zeigen, bisher unbekannte Tatsachen ans Licht bringen und immer mit einem pointierten Urteil vorgetragen werden. Man liest Vieles mit Gewinn, auch dort, wo man dem Urteil des Verfassers nicht folgen kann. Eine detaillierte Auseinandersetzung ist hier natürlich nicht möglich.

Was aber stört und nach meiner Meinung den Wert des Buches entscheidend mindert, ist der kontrafaktische Rahmen, in den die Darstellung eingebettet ist. Nicht das Kontrafaktische an sich soll bemängelt werden. Kontrafaktische Überlegungen - ich habe versucht es anzudeuten - haben Sinn und können nützlich sein zur Aufhellung geschichtlicher Entwicklungen. Sie sind es aber nur, wenn der Bezug zum tatsächlichen Geschehen und seinen Gründen sichtbar bleibt, wenn die vom Autor entworfene und offenbar als wünschenswert vorgestellte Möglichkeit als ein Aspekt der Wirklichkeit glaubhaft gemacht wird, um die Begrifflichkeit Musils aufzugreifen. Gerade dies aber geschieht hier nicht.

Der Falsche Krieg: er war es, sagt Ferguson, weil England in den Krieg an der Seite Frankreichs und Rußlands eintrat, was den Kontinentalkrieg erst zum Weltkrieg machte. Ohne Not, weil keine bindende Bündnisverpflichtung vorlag, die Verletzung der belgischen Neutralität nur ein Vorwand, war man doch bereit, gegebenenfalls dasselbe zu tun, eine deutsche Bedrohung an die Wand malend, die für die tatsächlichen Interessen Großbritanniens in Wirklichkeit gar nicht bestand, führten Edward Grey, Henry Asquith und einige andere verblendete Deutschenhasser der britischen Führung das Land in den Krieg mit all seinen schrecklichen Folgen. So stellt es Ferguson dar, dessen Alternative so aussieht: Deutschland führt Krieg gegen Frankreich und Rußland, den es relativ rasch gewinnt. England ist kein Gegner, zu schweigen von den USA. Das siegreiche Deutschland, das

***Kritik an
Fergusons Thesen***

**Fergusons
fragwürdige
Aussagen**

tatsächlich nie einen Griff nach der Weltmacht beabsichtigt habe, macht Frieden durch Herstellung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes, der im Grunde allen zugute kommt und Deutschland ohne die fürchterlichen Anstrengungen und Umwege über Weltkrieg eins, Nationalsozialismus, Weltkrieg zwei und Kalten Krieg sehr viel leichter und schneller in die angenehme Position einer europäischen Vormacht bringt, die es heute einnimmt. Hitler wäre ein unbekannter Postkartenmaler in einer bayerischen Kleinstadt geblieben, die bolschewistische Revolution, Lenin und Stalin, wären Rußland und der Welt erspart, hätte doch höchstwahrscheinlich der auch verlorene, aber kurze Krieg nicht ausgereicht, die revolutionären Energien im Zarenreich zu der Siedehitze des Jahres 1917 aufzuladen. Großbritannien – nicht zuletzt – stünde besser da als heute. Das 20. Jahrhundert hätte einen anderen Verlauf genommen.

Es ist nie einfach, ernsthaft gegen kontrafaktische Konstrukte zu polemisieren, will man sich nicht darauf beschränken, schlicht auf die Logik des tatsächlich Geschehenen zu verweisen. Kontra-kontrafaktisches Denken ist notwendigerweise ebenfalls spekulativ. Eine beweisbare, absolute Sicherheit gibt es nicht, mit der man den Punkt bezeichnen könnte, an dem das Konstrukt den Bereich des Wirklichen überschreitet. Er liegt für mein Gefühl bei Ferguson nicht in der Vorstellung, England hätte am 4. August 1914 nicht den Krieg an Deutschland erklärt. Man weiß, daß es in der Londoner Führung einen starken Widerstand gegen den Kriegseintritt Englands gab. Es ist legitim, zu argu-

mentieren, daß die Kriegsgegner recht hatten, was natürlich eine Überlegung darüber provoziert, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn sie sich durchgesetzt hätten. Hier aber beginnen doch sogleich wachsende Zweifel an den Fergusonschen Spekulationen. Scheint schon die Annahme eines raschen deutschen Sieges über Frankreich und Rußland durchaus problematisch, so halte ich die Vorstellung vom milden deutschen Frieden im Falle deutschen Sieges für schlicht abwegig. Nichts von der deutschen Wirklichkeit jener Jahre spricht dafür, daß eine Variante deutscher Kriegsziele sich durchgesetzt hätte, die von den tonangebenden Kreisen der Berliner Führung immer als weiße Flaumacherei zurückgewiesen und noch im Jahre 1918 kategorisch abgelehnt wurde. Wie kann man annehmen, daß die Leute, die den ganzen Krieg hindurch jeden Gedanken an eine vorbehaltlose Räumung Belgiens verwarfen und die, als sie im Osten und Südosten siegten, den Besiegten die brutalen Friedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest aufzuzwangen, im Falle ihres vollständigen Triumphes die Mäßigung gezeigt hätten, die Ferguson unterstellt? Fällt aber dieser Punkt, so fällt die ganze Konstruktion eines Jahrhunderts, das anders und besser und friedlicher verlaufen wäre, hätten nicht Grey und Asquith Großbritannien in den ersten Weltkrieg geführt.

***Englands
Kriegseintritt
aus der Sicht
Fergusons***

Ich werde nicht zum Rankeaner auf meine alten Tage – keine Sorge. Sein Vorschlag aber, zur ursprünglichen Mitteilung zurückzukehren, wenn man die Sache vor allzuviel Neuinterpretation nicht mehr erkennt, ist doch bedenkenwert. Verfährt man aber so in dem hier

***Bleibendes
im Werk
Fritz Fischers***

vorliegenden Fall, so stößt man – dies jedenfalls ist meine Überzeugung – gewiß nicht nur, aber auch nicht zuletzt, auf das Bleibende im Werk des Kritikers von deutschem Größenwahn und deutscher Machtbesessenheit Fritz Fischer, wie auf den rationellen Kern, auf nicht wenig von der Substanz dessen, was die imperialismuskritische, marxistische Weltkriegsforschung der DDR an Erkenntnissen zu Tage gefördert hat.

Ich schließe und danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Anhang

Biographie
Veröffentlichungen

Fritz Klein · Biographie

- 1924 Geboren in Berlin
- 1942 Abitur am Humanistischen Gymnasium
- 1942-1945 Wehrmacht
- 1946-1952 Studium der Geschichte
an der Humboldt-Universität Berlin
- 1952 Promotion zum Dr. phil.
- 1953-1957 Redaktionssekretär, später Chefredakteur der
Zeitschrift für Geschichtswissenschaft
- 1957-1989 Wissenschaftlicher Mitarbeiter, später Bereichsleiter
an Historischen Instituten der Akademie
der Wissenschaften der DDR
- 1968 Habilitation an der Karl-Marx-Universität Leipzig
- 1970 Ernennung zum Professor an der Akademie
der Wissenschaften
- 1990-1992 Reaktiviert. Direktor des Instituts für Allgemeine
Geschichte an der Akademie der Wissenschaften
- 1999 Dr. h. c. der Kulturwissenschaften an der Universität
Lüneburg



Fritz Klein, 1924 in Berlin geboren

Fritz Klein · Wichtige Veröffentlichungen

Die diplomatischen Beziehungen Deutschlands zur Sowjetunion 1917-1932, Berlin 1952

Deutschland von 1897/98 bis 1917. Lehrbuch der deutschen Geschichte. Beiträge, Bd. 9, Berlin 1961 (5. Aufl. 1986)

Deutschland 1918, Berlin 1962

Politik im Krieg 1914-1918. Studien zur Politik der deutschen herrschenden Klassen im ersten Weltkrieg (Hg.), Berlin 1964

Österreich-Ungarn in der Weltpolitik 1900-1918 (Hg.), Berlin 1965

Deutschland im ersten Weltkrieg. 3 Bde., Arbeitsgruppe Erster Weltkrieg, Leitung Fritz Klein, Berlin 1968/69

Studien zum deutschen Imperialismus vor 1914 (Hg.), Berlin 1976

Neue Studien zum Imperialismus vor 1914 (Hg.), Berlin 1980

Kriegsgefahren und Friedenschancen im 20. Jahrhundert (Hg.), Berlin 1985

Friedliche Koexistenz: Erfahrungen - Chancen - Gefahren (Hg.), Berlin 1987

Europa um 1900. Texte eines Kolloquiums (Hg. zus. mit K. O. v. Aretin), Berlin 1989

Drinne und Draußen. Ein Historiker in der DDR. Erinnerungen, Frankfurt a. M. 2000.

Zahlreiche Aufsätze, Literaturberichte und Rezensionen, publizistische Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammelbänden und der Presse zu Themen der deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert, bes. des Imperialismus und des ersten Weltkrieges, der internationalen Beziehungen und zur Friedensthematik in der Geschichte

